

Ida Simons
Vor Mitternacht

Ida Simons

Vor Mitternacht

Roman

Aus dem Niederländischen
von Marlene Müller-Haas

Luchterhand

Die niederländische Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel »Een dwaze maagd« bei Uitgeverij Cossee BV, Amsterdam

Die Übersetzung wurde vom Nederlands Letterenfonds unterstützt.
Der Verlag bedankt sich herzlich dafür.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe
Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung
eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag
keinen Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2014 by Erben Ida Simons

Copyright © der deutschen Ausgabe 2016 by Luchterhand Literaturverlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: buxdesign | München

unter Verwendung eines Gemäldes von

© Valentin Serov, Mädchen mit Pfirsichen, 1887

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Rechte vorbehalten.

Printed in Germany

ISBN 978-3-630-87507-1

www.luchterhand-literaturverlag.de

www.facebook.com/luchterhandverlag

www.twitter.com/luchterhandlit

Für Corry Le Poole-Bauer

»Jeder ist imstande, einen Verzweifelten im letzten Moment zurückzuhalten. Man muss ihm im richtigen Augenblick eine Tasse Kaffee anbieten oder einen Schnaps oder man muss ihm sagen, dass er als Leiche unappetitlich oder dumm aussehen wird. Hauptsache, man entzieht sich dieser kleinen Verpflichtung nicht: Man muss den Kaffee oder den Schnaps gewissermaßen in seinem Herzen bereithalten.«

MARNIX GIJSEN, DE MAN VAN OVERMORGEN

Aus dem Bücherschrank meiner Mutter

von Eva Cossée

Während der deutschen Besetzung der Niederlande musste meine Mutter ihr Studium abbrechen, da sie den Ariernachweis nicht unterschreiben wollte. In Kirchenkreisen lernte sie meinen Vater kennen und unterstützte ihn bei seinen Widerstandsaktionen. Nach dem Krieg kümmerte sie sich um ihre drei Kinder, unterrichtete, lernte sieben Sprachen und las (beinahe) alles. Bevorzugt Bücher von eigensinnigen, unabhängigen Frauen.

Ida Simons war so eine Frau. Deren Roman *Vor Mitternacht* gab mir meine Mutter zu lesen, als ich vierzehn oder fünfzehn Jahre alt war, und ich dachte damals: um mich zum Klavierspielen zu ermuntern wie Gittel, die das in dem Buch mit Leidenschaft und Hingabe tut.

Viele Jahre später, nach dem Tod meiner Mutter, fiel mir der Roman beim Ausräumen des elterlichen Hauses wieder in die Hände. Ich steckte das Buch ein, und beim Wiederlesen verstand ich auf einmal, warum meine Mutter mir den Roman damals so ans Herz gelegt hatte. Ich musste als junges Mädchen offenbar genauso arglos und vertrauensselig gewesen sein wie Gittel. Ida Simons

beschreibt in *Vor Mitternacht* eindrücklich, wohin Gutgläubigkeit führt, und dass es schon in der eigenen Familie sinnvoll sein kann, Unterschiede zu machen: Wem kann man trauen und wem nicht?

Bei der erneuten Lektüre sah ich zudem auf den ersten Seiten, warum der Roman schon kurz nach Erscheinen 1959 ein Bestseller geworden und von der Kritik auf eine Stufe mit dem Werk von Harry Mulisch und anderen Berühmtheiten gestellt worden war. Der musikalische Ton, die stilistische Leichtigkeit, der Witz und das lebendige Porträt der schillernden jüdischen Gemeinschaft der zwanziger Jahre, die unwiderruflich der Vergangenheit angehört, fesseln von der ersten Seite an stets wieder aufs Neue.

Ida Simons wurde 1911 als Ida Rosenheimer in Antwerpen (Belgien) geboren, acht Jahre vor meiner Mutter. Bei den Rosenheimers zu Hause wurde Deutsch, Englisch und Jiddisch gesprochen. Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs zog die Familie nach Scheveningen (Den Haag), nahm die niederländische Staatsbürgerschaft an und wohnte ganz in der Nähe meines Elternhauses. Ida Simons blieb dort bis zu ihrem Tode. Sie heiratete den Juristen David Simons und machte bald als gefeierte Konzertpianistin international Karriere.

Ab 1941 verboten die deutschen Besatzer jüdischen Künstlern jedes öffentliche Auftreten. Ida Simons konnte nur noch zu Hause oder bei Freunden musizieren. Da meine Eltern geheime Hauskonzerte veranstalteten, da-

mit die Künstler noch etwas verdienen konnten, ist es denkbar, dass Ida Simons bei uns am Flügel gesessen hat. Leider kann ich dazu niemanden mehr befragen.

1943 wurden die Simons mit ihrem Sohn Jan in das Durchgangslager Westerbork deportiert, ein Jahr später mit dem vorletzten Transport nach Theresienstadt geschafft. Dort wurde ihnen am 5. Februar 1945 befohlen, sich reisefertig zu machen. In einem Personenzug ging es quer durch das platt bombardierte Deutschland zur Schweizer Grenze. Die Reisenden mussten den Judenstern abnehmen, die Männer erhielten Rasierzeug, die Frauen sollten sich schminken. Ida Simons nannte dies »das große Wunder«. Heute wissen wir, dass das Ganze eine einmalige Aktion Himmlers war, der Tausch von Juden gegen Kriegsmaterial. Als Hitler davon erfuhr, verbot er jede weitere Tauschaktion.

Nach dem Krieg versuchte Ida Simons, ihre Karriere als Konzertpianistin fortzusetzen. Die Zeit in den Lagern hatte ihre Gesundheit jedoch so stark angegriffen, dass sie nach einer Tournee durch die Vereinigten Staaten aufgeben musste. Zurück in Scheveningen begann sie zu schreiben und wurde mit *Vor Mitternacht* über Nacht als Schriftstellerin berühmt.

Das Buch wurde überall hymnisch besprochen und zu einem der drei besten Bücher des Jahres gewählt. Simons arbeitete bereits an der Fortsetzung, einem Roman mit Gittel als erwachsener Frau, als sie 1960 plötzlich und überraschend starb. Der Roman *Wie Wasser in*

der Wüste erschien postum und fand ebenfalls den Weg in den Bücherschrank meiner Mutter.

Vor Mitternacht wird fünfundfünfzig Jahre später wiederentdeckt und trifft erneut auf begeisterte Leser, die die Autorin vor allem wegen ihres ganz eigenen Tons und ihres leisen Humors ins Herz schließen. Das Buch ist inzwischen in über zwanzig Sprachen übersetzt. Meine Mutter, die auch Religionsunterricht gab, hätte – augenzwinkernd – darin vielleicht einen himmlischen Fingerzeig gesehen. Für mich ist der Roman ein ganz besonderes Erbe. Schade nur, dass weder Ida Simons noch meine Mutter den Welterfolg von *Vor Mitternacht* miterleben konnten.

Eva Cossée (Den Haag, 1954) ist Verlegerin des gleichnamigen niederländischen Verlags, in dem namhafte Autoren wie J. M. Coetzee, David Grossman, Gerbrand Bakker, Zeruya Shalev, Bernhard Schlink und Hans Fallada erscheinen. Daneben ist sie als Journalistin und Dozentin für Buchwissenschaft tätig.

I

Schon von klein auf hörte ich meinen Vater fast täglich verkünden, er habe der Menschheit ernsthaften Schaden zugefügt, weil er nicht Bestattungsunternehmer geworden sei. Andernfalls, davon war er fest überzeugt, hätte die Bevölkerung unseres Planeten schon nach kürzester Zeit nur noch aus Unsterblichen bestanden.

Er war ein Schlemihl*, und er wusste das selbst nur allzu gut; oft spöttelte er gallebitter darüber. An Werktagen war das nicht weiter schlimm, doch an Sonn- und Feiertagen reichte eine einfache Bemerkung wie die über das Bestattungswesen, um einen heftigen Streit zwischen meinen Eltern vom Zaun zu brechen.

Sonn- und feiertags zankten sich meine Eltern in einem fort.

Obwohl sie für gewöhnlich recht gut miteinander auskamen, häuften sich die Streitereien doch erheblich, weil wir als Juden mit dem doppelten Satz Feiertage ge-

Die mit * gekennzeichneten Begriffe werden im Glossar am Ende des Buches erklärt.

segnet sind. Deshalb war es für mich auch von allergrößter Bedeutung, möglichst frühzeitig herauszufinden, auf welche Tage unsere jüdischen Feste im neuen Jahr fallen würden. Sobald ich lesen konnte, suchte ich sie schon im Dezember heraus, gleich wenn der neue Kalender gedruckt war.

Schrecklich oft lagen unsere Feiertage kurz vor oder kurz nach denen der übrigen Menschheit, und sie lasteten mir dann schon im Voraus wie Steine auf der Seele. Denn war mein Vater vier Tage am Stück zu Hause, kam unausweichlich irgendwann die Rede auf Onkel Salomon und Kapitän Frans Banning Cocq.

Was auch immer der Anlass für diese Wortwechsel gewesen sein mochte und ganz unabhängig davon, wie sie verliefen, es kam immer der Augenblick, wo sich meine Eltern darüber einig waren, dass sie Onkel Salomon und den berühmten Kapitän von ganzem Herzen verwünschten.

Geschah das mit mehr als der üblichen Heftigkeit, zog meine Mutter mit mir wieder in ihr Elternhaus zurück. Das war für mich ein eher mäßiges Vergnügen, bis zu jenem Tag, als ich die Mardells kennenlernte. Danach wurde der allwöchentliche Streit meiner Eltern für mich zu einer spannenden Lotterie. Wenn er sich zu einem richtigen Krach auswuchs, ohne Aussicht auf baldige Versöhnung, hatte ich das große Los gezogen: Es ging wieder nach Antwerpen! Aber auch diese Lotterie hatte mehr Nieten als Treffer. Meist ebten die Wogen schnell

wieder ab, und der Streit verlief im Sande – und mir blieb nur zu hoffen, an einem der nächsten Feiertage mehr Glück zu haben.

Bevor Onkel Salomon und der Kapitän sich so unheilvoll in sein Leben eingemischt hatten, hatte mein Vater ein paar glückliche Jahre in Antwerpen verbracht. Er sprach davon wie von einem verlorenen Paradies, in dem er sich die Zeit mit Reiten, Fechten und Opernbesuchen vertrieben hatte; diese schönen Erinnerungen stimmten nicht ganz mit der Wirklichkeit überein, wo er täglich zehn Stunden einer Arbeit nachgehen musste, zu der ihm jede Neigung und Begabung fehlten. Er wäre gern Geiger geworden, aber seine Eltern fanden ein Musikerleben für den Sohn einer Familie, die sich selbst für hochnobel hielt, nicht vornehm genug. Also blieb nur der Handel. Er musste Kaufmann werden und wurde zu einem befreundeten Fabrikanten in die Lehre gegeben. Dass er für das Geschäftsleben völlig untauglich war, wurde dort nicht bemerkt oder, vielleicht aus Höflichkeit den Eltern gegenüber, nicht zur Sprache gebracht. Wie es ihn nach Antwerpen verschlagen hat, hat er nie erzählt – wohl aber, dass er sich auf der Stelle in die Stadt verliebt und beschlossen hatte, dort zu bleiben. Er fand Gefallen an den angenehmen Zerstreuungen, die die Stadt bot, war jedoch leider Gottes ein ernsthafter, rechtschaffener junger Mann, der leichtsinnige Vergnügungen mied, und das sollte ihm teuer zu stehen kommen.

Jeden Tag nahm er mit einem jungen Landsmann im einzigen Speisehaus, wo man Gerichte nach den jüdischen Speisevorschriften zubereitete, eine warme Mittagsmahlzeit ein. Der Wirt kannte die Machtposition, die ihm sein Koschermonopol verschaffte, die Gäste hatten nichts zu melden. Die beiden saßen in der kleinen, schummrigen Gaststube an einem der vier runden Tische und aßen folgsam, was ihnen vorgesetzt wurde.

In diese triste Umgebung fiel zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts an einem Mittag im Frühling ein bunter Schwarm ein: drei Mädchen und drei Jungen in Begleitung ihrer Eltern und einer unscheinbaren blonden Frau. Es war, so erzählte mein Vater, als ob sich eine Schar Kolibris in eine Spatzenkolonie verirrt hätte. Sie zirpten und zwitscherten, alle zugleich, in Englisch, Niederländisch und Spanisch, und kümmerten sich nicht um das Aufsehen, das sie erregten.

Für den Wirt wurde es ein schwarzer Tag.

Zur großen Freude seiner täglichen Opfer wollte das Oberhaupt der wunderlichen Familie von ihm wissen, wie er eigentlich dazu komme, einem derartigen Affenstall die prahlerische Bezeichnung Restaurationssaal zu geben. »Aber«, fügte er diplomatisch hinzu, »vielleicht ist das Essen ja ganz gut, ich habe es schon öfter erlebt, dass mir in einer miserablen Kaschemme ausgezeichnete Speisen vorgesetzt wurden.«

Die drei Mädchen hatten weiße Kleider an und trugen große Strohhüte, die üppig mit Rosen verziert wa-

ren. Da sie erst am Vortag mit dem Schiff aus Argentinien eingetroffen waren, hatten sie noch keine Zeit gehabt, Kleidung zu kaufen, die besser zu den kühlen Weststränden Europas passte. Erfreut bemerkten die drei, dass sie nicht nur wegen ihrer verrückten Hüte großen Eindruck auf die Gäste an den übrigen Tischen machten.

Sie müssen ein bildhübscher Anblick gewesen sein, die drei Schwestern, manch einer hat mir später seufzend von ihrer Schönheit erzählt.

»Dunkles, lockiges Haar hatten sie und samtbraune Augen und eine Haut wie altes Elfenbein, kleine, korallenrote Mündchen, die keinen Lippenstift brauchten ...« Die einstigen Verehrer beendeten ihre Geschichte regelmäßig damit, dass sie mich bedauerten, weil ich ganz nach meinem Vater kam.

Dieser war nach fünf Minuten fest entschlossen, das Älteste der Mädchen zu heiraten oder zu sterben.

Während die anderen Stammgäste noch die markigen Worte genossen, mit denen der Vater dem Wirt sein Missfallen über das schmuddelige Tischtuch und die schändliche Qualität der aufgetischten Speisen kundtat, war der verliebte Narr in Gedanken bereits dabei, eine Bleibe für sie beide einzurichten. Er war zu schüchtern, um auch nur einen Schritt in ihre Richtung zu wagen, und als er von seinem Freund ziemlich unsanft aus dem Speisesaal bugsiert wurde, weil er wieder an die Arbeit musste, wusste er weder, wie seine Angebetete

hieß, noch wo sie wohnte, noch ob er sie jemals wiedersehen würde.

Seine freie Zeit verbrachte er von nun an damit, vor der Tür des Lokals Wache zu schieben, bis der Koch Mitleid mit ihm bekam und ihm sagte, dass er sich die Mühe sparen könne, der Wirt und der Familienvater seien als ausgemachte Feinde voneinander geschieden. Beim Bezahlen der Rechnung habe der Alte die Bemerkung fallen lassen: »Hier bin ich zwei Mal gewesen, das erste und das letzte Mal«, woraufhin der Wirt ihm und seiner Familie bis ans Ende der Tage den Zutritt zu seiner Lokalität untersagt habe.

Eine Woche später traf mein Vater die Kolibris dann wieder und zwar im Hause seines Chefs, wo er pflichtgemäß einmal im Monat seine Aufwartung machte. Wäre er zu der Zeit eines klaren Gedankens fähig gewesen, dann hätte er eine solche Möglichkeit durchaus vorhersehen können; doch in dem Zustand, in dem er sich befand, empfand er es als ein Wunder. Ein Jahr der schmhlichsten Sklaverei brach für ihn an. Woche für Woche bat er das Mädchen um seine Hand, und Woche für Woche erteilte es ihm eine Abfuhr. Erbarmungslos machten ihre kleinen Brüder und Schwester sich über ihn lustig. Ihre Mutter nutzte ihn als Laufburschen aus und mit ihrem Vater musste er Schach und Dame spielen und zwar so, dass er jede Partie verlor, denn der Alte war ein schlechter Verlierer. Die Einzige, die Mitleid mit dem bedauernswerten Freier hatte, war das kleine

blonde Frauchen, an das er sich von der ersten, so schicksalsträchtigen Begegnung erinnerte. Es hieß Rosalba und führte der Familie den Haushalt. Rosalba war es, die ihm nach einem Jahr sagte, dass er besser fortgehen solle, weil er doch keine Chancen habe. Er begriff, dass sie es gut mit ihm meinte, und versprach, so schnell wie möglich alles dahingehend in die Wege zu leiten.

Er kündigte, schrieb dem Mädchen einen Abschiedsbrief, schickte ihm und allen anderen in der Familie ein Andenken und bereitete seine Abreise vor.

Ein paar Tage, bevor er wieder in seine Heimat reisen wollte, bekam er Besuch vom Vater des Mädchens. Der traf ihn bleich und unglücklich im Bett liegend an. Ihm war anzusehen, dass er in den vergangenen Wochen kaum einen Bissen gegessen oder ein Auge zugegannt hatte. Der alte Herr gestand, sein Schachpartner werde ihm fehlen, und er wollte ihn nicht fortgehen lassen, ohne ihm persönlich eine gute Reise zu wünschen. Nach dem Austausch einiger Höflichkeiten stockte das Gespräch, und dann entdeckte der Besucher auf dem Tischchen neben dem Bett eine Ansichtskarte mit Rembrandts »Nachtwache« ...

»Von meinem Bruder«, seufzte der betrübte Verehrer. »Sie dürfen sie ruhig lesen.« Onkel Salomon war bei seinen Verwandten dafür berüchtigt, zu oft, zu weit-schweifig und zu belehrend zu schreiben. In seiner kleinen, akkuraten Handschrift gab er auch diesmal einen ausführlichen Bericht vom »erschlagenden« Eindruck,

den dieses »göttliche« Gemälde schon beim ersten Anblick auf ihn gemacht hatte: »Beachte vor allem, wie kunstvoll der Schatten gemalt ist, der von der Hand von Hauptmann Frans Banning Cocq auf das goldfarbene Gewand des Willem van Ruytenburchs, Herrn von Vlaardingen, fällt! Viele Grüße, Salomon.«

Der Vater des Mädchens war überrascht und zugleich gerührt, wie ein junger, leicht überspannter Mensch darauf kam, seinem Bruder eine Karte selbigen Inhalts zu schreiben, und steigerte sich auf dem Heimweg in einen der Wutanfälle hinein, für die seine Sippe berühmt war.

Zu Hause zitierte er seine Tochter zu sich. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und befahl ihr, dass sie den jungen Mann, den sie so eigensinnig abgewiesen hatte, zu heiraten habe, und damit basta. Dass das Jahrhundert des Kindes bereits angebrochen war, kümmerte den alten Tyrannen dabei in keinster Weise. Bis zu seinem letzten Atemzug wollte er davon nichts wissen.

Er drohte mit allen Machtmitteln, die ein liebevoller Vater in jenen Tagen sich nicht scheute, tyrannisch zum Einsatz zu bringen. Das Mädchen sträubte sich, doch alles half nichts.

Nach einer Woche wurde die Verlobung gefeiert und kurz darauf die Ehe geschlossen, die nicht unglücklicher gewesen sein wird als die meisten anderen.

Ein paar Jahre nach meiner Geburt brach der Erste Weltkrieg aus, und die ganze Familie flüchtete in die Niederlande. Nach dem Krieg durften alle wieder nach Hause zurück, nur wir nicht. Ich fand erst damals heraus, dass meine beste Freundin Mili und ihre Eltern, Onkel Wally und Tante Eva, gar nicht zu unserer Familie gehörten. Sie hatten immer schon in Scheveningen gewohnt, das mit einem Mal ganz ausgestorben wirkte, nachdem alle Flüchtlinge wieder an den eigenen Herd zurückgekehrt waren. Außer uns, denn mein deutscher Vater, der länger in Belgien gelebt hatte und das Land viel mehr liebte als der Rest der Familie, hatte nicht daran gedacht, sich einbürgern zu lassen; doch das begriff ich erst viel später. Zwar musste ich mich erst einmal daran gewöhnen, dass Mili nicht meine Cousine war, gleichzeitig war es aber auch eine gewisse Erleichterung, dass ihr Großvater nicht auch der meine war. Ich fürchtete mich vor ihm, obwohl er mich eigentlich an den Gestiefelten Kater erinnerte; er war ziemlich klein und trug einen Kaiser-Wilhelm-Bart. Wie er dazu kam, war ein Rätsel, denn kaum hatte man den Namen dieses glücklosen Cäsaren in seiner Gegenwart ausgesprochen, schäumte Opa Harry vor Wut.

»Das ist wegen der Mark«, sagte Mili, als ob es sich um eine schlimme Art von Masern handelte.

Milis Eltern zogen nach Den Haag um und überredeten die meinen, es ebenfalls zu tun. Meinem Vater gelang es nicht, eine Anstellung zu finden, deshalb